

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

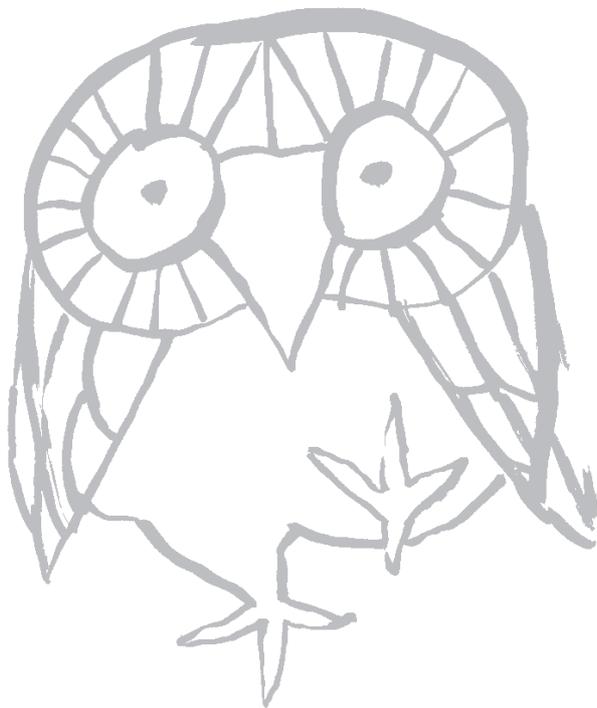
Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Leon de Winter

*Ein gutes Herz*

*Roman*

*Aus dem Niederländischen von  
Hanni Ehlers*

Diogenes

Titel der 2012 bei  
De Bezige Bij, Amsterdam,  
erschienenen Originalausgabe: ›VSV‹  
Umschlagillustration: Roy Lichtenstein,  
›Sunrise‹, 1965 (Ausschnitt)  
Copyright © The Roy Lichtenstein Foundation,  
New York / 2013 ProLitteris, Zürich  
Foto: © akg-images

*Für Moos, Moon und Jes  
auf ewig*

All rights reserved  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2013  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
400/13/8/1  
ISBN 978 3 257 06877 1

6  
SALLIE

Sie waren zu achtzehnt und trainierten dreimal die Woche bei Flutlicht auf einem Platz in Osdorp.

Salheddine Ouaziz, der selbsternannte Kapitän der Mannschaft, hatte bei der Gemeinde dreitausend Euro für Kleidung und Schuhe und vernünftige Bälle lockergemacht. Die Hälfte der Mannschaft bestand aus begabten Spielern, die problemlos bei einem Spitzenverein wie Ajax hätten spielen können, doch keiner von ihnen hatte sich die Mühe gemacht, bei einem Aufnahmetest die Künste vorzuführen, die ihnen die Tabellenführung in ihrer Regionalliga gebracht hatten. Sie waren eine Topmannschaft. Keine andere Mannschaft, ob türkisch, marokkanisch oder niederländisch, vermochte ihr Angriffsspiel zu durchkreuzen, weil ihr Spiel dem schon von sich aus vorgriff. Ihre Stellungswechsel brachten jede gegnerische Verteidigung außer Atem. Ein Blick, und ihre Flügelspieler wussten, was sie voneinander erwarteten. Die Spitzen konnten sich getrost zurückfallen lassen, weil sie wussten, dass die Mittelfeldspieler in die Lücken vorstießen. Sallie – keiner hatte ihn je bei seinem vollen Namen genannt – konnte die Spielzüge von seiner Position aus am besten beobachten. Er hatte sich selbst als zentralen Verteidiger zwischen Mittelfeld und hinterster

Linie aufgestellt, so dass er mit wenigen Schritten das Mittelfeld verstärken und damit den Druck auf die Spielfeldhälfte des Gegners erhöhen, notfalls aber auch die Jungs hinter sich bei der Verteidigung des eigenen Tors unterstützen konnte.

Wenn sie trainierten, bildeten sie zwei Mannschaften zu je neun Spielern. Von Sallie angeleitet, machten sie erst eine halbe Stunde Lockerungsübungen auf dem Platz, dann zog sich eine der beiden Mannschaften gelbe Leibchen über, und sie übten anhand eines Lehrbuchs, das Sallie günstig im Internet erstanden hatte, eine Dreiviertelstunde lang Zuspiel und Positionswechsel. Anschließend lieferten sie sich zweimal zwanzig Minuten lang ein Spiel mit ganzem Körperinsatz. Es kam regelmäßig vor, dass sich einer verletzte, denn sie waren beim Training genauso wenig zimperlich wie in einem offiziellen Punktspiel.

Von dem öffentlichen Zuschuss hatten sie sich grüne Trikots mit weißen Hosen gekauft. Und sie standen alle auf Stollen von Adidas. Keiner der Spieler hatte auch nur ein Gramm Fett zu viel. Wenn sie als Mannschaft zusammenbleiben würden, hätten sie gute Chancen auf die Meisterschaft.

Bei jedem von ihnen hatte die Zugehörigkeit zur Mannschaft das Selbstvertrauen und die Disziplin gestärkt. Der Form halber hatten sie bei richtigen Spielen einen richtigen Trainer, aber im Grunde machten sie alles in eigener Regie, wie selbstverständlich von Sallie dirigiert. Alle waren immer pünktlich, auch beim Training. Es wurde nicht geflucht und nicht ausgespuckt. Die Entscheidungen der Schiedsrichter wurden nie in Frage gestellt. Ihre Haare waren immer

kurz geschnitten, Kinn und Wangen immer glatt rasiert, und sie trugen weder Ringe noch Ohrschmuck noch Tattoos. Sie waren so akkurat, gehorsam und konzentriert wie Rekruten beim Militär.

Sallie arbeitete in der Fleischerei seines Onkels. Er machte dort die schwere Arbeit, während sein Onkel und seine Cousine Darya die Kunden bedienten. Sallie war vor einer Woche einundzwanzig geworden, Darya war fünf Jahre jünger, und Sallie wusste seit ihrer Geburt, dass sie seine Frau werden sollte. Die Tradition wollte es so, und wenn sie sich nicht dagegen auflehnten und die Gebräuche der alten Heimat verwarfen, würden sie auch heiraten. Darya hatte zwar durchaus schöne Augen, aber das Problem war, dass sie seit ihrem zwölften Lebensjahr dramatisch an Gewicht zugelegt hatte. Auch war nicht zu übersehen, dass sie von ihrem Vater außer den dichten schwarzen Haaren auf dem Kopf auch die Gesichtsbehaarung geerbt hatte. Darya war nicht attraktiv – dieser Einschätzung konnte man sich nur schwer erwehren, wenn man in den Niederlanden lebte. Das heiratsfähige Alter war in Marokko auf achtzehn Jahre heraufgesetzt worden, und da sie dort heiraten wollten, blieben Sallie noch ein paar Jahre Zeit, um sich darüber klar zu werden, ob er die Kraft besaß, mit der Tradition zu brechen.

Er hatte eine Ausbildung absolviert, die ihn zur »Fachkraft im Frischkosteinzelhandel« qualifizierte. Nach bestandener Prüfung hatte er von seinem Onkel einen Satz spezieller Messer bekommen – die besten, von Wüsthof Dreizack –, und mittlerweile war er ein versierter Fleischer. Er konnte zarte Scheiben aus der Schulter schneiden und

einen Rollbraten daraus binden. Er konnte Beinknochen für die Suppe heraussägen. Er kannte die Anatomie von Rind, Lamm, Ziege und Schaf und schnitt Koteletts, Filets, ganze Lammrücken und Dönerfleisch aus den Tieren, die sein Onkel beim Schlachter kaufte. Er verstand es, den Abfall dabei auf ein Minimum zu begrenzen. Sein Onkel war mit seiner Arbeit zufrieden.

Sie trainierten von halb acht bis halb zehn, und manchmal machte ein kleineres Grüppchen noch weiter, bis um halb zwölf das Flutlicht ausgeschaltet wurde. Die meisten Spieler aber mussten früh zur Arbeit und wollten um zehn im Bett liegen.

An diesem Abend kickte Sallie mit drei Freunden noch um halb elf. Es war ein ungemütlicher, nasskalter Abend. Über Osdorp hing eine Wolke aus feinen Wassertröpfchen, die im Licht tanzten. Der Kunstrasen war tiefgrün und auch nach einem Abend heftiger Rutschpartien völlig unversehrt. Der Platz war eigentlich zu hart fürs Fußballspiel, doch er wurde tagsüber von Schulen und abends von diversen Vereinen genutzt, und nur Kunstrasen überstand eine so intensive Nutzung. Der Ball rollte auf diesem Platz eigentlich viel zu schnell, und man zog sich eher Verletzungen zu als auf natürlichem Rasen, aber man spielte hier allemal besser als auf der Straße oder einem asphaltierten Platz.

Sie spielten in der Runde, wobei man den zugespielten Ball abstoppen und gleich gezielt weiterspielen musste, das heißt, man durfte den Ball jeweils nur zweimal berühren. Man durfte ihn auch direkt abspielen, ohne ihn erst zu stoppen, was natürlich schöner war. Wer patzte, musste zur

Strafe zehn Liegestütze machen. Bei so einem Spiel in der Runde musste man ganz präsent sein. Sie plazierten den Ball, als wären sie lasergesteuert. Und hart schossen sie auch, ohne die anderen zu schonen. In einem Punktspiel kam es ja auch darauf an, sich harte Bälle zuzuspielen und darauf vertrauen zu können, dass der Angespelte den Ball kontrollierte und ihn seinerseits wieder hart und präzise abspielen würde. Technik war die Basis, hinzu kam das Selbstvertrauen, und schließlich zählte die Überzeugung, dass jeder von ihnen mit vollem Einsatz bei der Sache war und die Mannschaft als Mannschaft funktionierte und kein Haufen einzelner Maestros war, deren Spielzüge in Schönheit starben.

Sallie schob den Ball zu Kareef weiter, der Karel genannt wurde, und Karel schoss ihn zu Jamal, der Jan hieß, und Jan knallte den Ball zu Firas rüber, der als Frits durchs Leben ging.

Frits war vermutlich der beste Spieler der Mannschaft. Er war achtzehn, klein und kräftig, und er war ihr Lionel Messi. Wie der Star von Barcelona spielte auch er mit hochgezogenen Schultern und leicht geduckt und war dank einer Kombination von Schnelligkeit, technischer Raffinesse und Durchsetzungsvermögen kaum zu stoppen. Und er hatte den gleichen Blick wie Messi, wenn der Ball in seine Nähe kam. Dann lag darin etwas Scharfes und Besessenes.

Hin und wieder gab es mal ein Spiel, in dem der Ball aufsässig war und Frits nicht gehorchen wollte – dann war Frits genervt und fügte sich zähneknirschend in eine dienende Rolle –, aber meistens schickte er ihn genau an die anvisierte Stelle, übrigens ohne den Ball dabei eines Blickes zu würdigen, als wären seine Füße eigenständige Wesen.

Dorthin sollte der Ball, und schon rollte er dorthin wie ein ausgehungertes Hund. Schon allein wegen Frits war es für Sallie ein Vergnügen, diese Mannschaft anzuführen, dreimal die Woche auf dem Platz zu stehen und samstags ein Punktspiel zu bestreiten. Das Schöne daran war natürlich auch, dass er dadurch nur an zwei Abenden in der Woche zu Hause war, sich am Samstag mit seinen Freunden auf das Spiel vorbereiten und nach dem Spiel den Sieg feiern konnte. Das bedeutete einen ganzen Tag außer Haus, weg von seiner Mutter, weg von seiner Schwester.

Um Viertel vor elf beschlossen sie, die Trainingseinheit zu beenden. Sie kamen am Spielfeldrand zusammen, wo ihre Sporttaschen lagen, und zogen schweigend ihre Pullover über die durchgeschwitzten Trikots. Die Fußballschuhe wurden gegen leichte Sneaker ausgetauscht.

Hinter dem Zaun, der den Platz einfasste, auf der Seite vom Parkplatz, wartete schon seit einer Dreiviertelstunde ein Mann. Sallie hatte ihn gleich bemerkt, aber ihr Spiel hatte Konzentration erfordert, und er wollte nicht abgelenkt werden. Das Gesicht des Mannes war nicht zu erkennen. Sallie sah, dass die anderen den Mann ebenfalls im Auge behielten. Es kam zwar häufiger vor, dass sie beim Training Zuschauer hatten, doch das waren meistens Bekannte oder Verwandte, und die kamen dann immer näher, um ihnen auf die Schulter zu klopfen oder sie zu umarmen. Dieser Mann stand schon seit geraumer Weile einfach nur da und rauchte. Er hatte offenbar alle Zeit der Welt.

Wie immer bildeten sie einen Kreis, legten einander die Arme um die Schultern und steckten die Köpfe zusammen wie ein Organismus mit vier Körpern, aber diesmal um-

armten sie sich fester als sonst, und Sallie wurde von einer unbestimmten Traurigkeit übermannt, die unvermittelt aus dem Bauch aufstieg und sich auf seine Kehle und seine Augen legte. Um nicht in Tränen auszubrechen, drückte er die Schultern von Frits und Karel, und sie drückten ihn gleichermaßen, und so blieben sie im Bewusstsein der Bürde ihrer Aufgabe sekundenlang stehen.

Es war unmöglich, ihre Entscheidungen rückgängig zu machen und das Leben so fortzusetzen, wie sie es bisher geführt hatten. Sie hatten zwei Jahre Vorbereitungszeit hinter sich, und die Entladung stand unmittelbar bevor. Mit einem Mal wurde Sallie bewusst, dass es diese Abende nie wieder geben würde. Sie würden nie mehr in Punktspielen glänzen und die Gegner mit ihrem eleganten Spiel demütigen. In ein paar Tagen würde sein Onkel einen Ersatz für ihn und einen anderen Mann für Darya suchen müssen, oder vielleicht konnte sein Nachfolger auch beide Aufgaben übernehmen. Alles würde sich jetzt ändern. Wenn er Fußball spielte, vergaß Sallie die Welt. Vielleicht war es das, was man Glück nannte.

»Allahu akbar«, flüsterte er mit zitternder Stimme und nur für seine Freunde hörbar.

Seine drei Mitspieler sprachen ihm feierlich nach: »Allahu akbar.«

Sie lösten sich voneinander. Gaben sich die Hand. Sallie hatte einen zehn Jahre alten Golf, die anderen waren mit dem Fahrrad da.

»Wer ist der Typ?«, fragte Frits mit einer Kopfbewegung zu dem Mann hinüber.

»Kennst du den?«, fragte Karel.

»Nein«, antwortete Sallie.

Der Mann stand draußen am Zaun, nicht weit von seinem geparkten Golf entfernt. Ohne dass sie es abgesprochen hätten, war klar, dass die Freunde Sallie begleiten mussten. Sie schoben ihre Fahrräder und gingen mit ihm zusammen zum Parkplatz.

Der Mann hatte sich nicht versteckt, er war also kein Polizist und auch kein Staatsschützer vom AIVD. Er zeigte sich, die Rauchsignale seiner Zigaretten waren nicht zu übersehen.

Im Näherkommen erkannten sie ein schmales Gesicht, und Augen und Haar verrieten, dass der Mann Marokkaner war, Berber. Er trug Lederjacke, Jeans und spitze Stiefel. Die Lederjacke war kein billiger Ramsch vom Markt, sondern musste aus einem der noblen Läden in der P. C. Hooftstraat stammen, ebenso wie die Stiefel und die Designerjeans. Der Mann hatte offensichtlich das Geld für teure Markenklamotten.

»Salam«, sagte er.

Die Jungen erwiderten seinen Gruß.

Er sah Sallie an und fragte: »Sallie? Bist du Sallie?«

Sie blieben stehen.

»Warum fragst du das?«, fragte Sallie.

»Du bist also Sallie«, sagte der Mann.

»Und du?«, fragte Sallie.

»Ziri.«

»Ich kenne keinen Ziri«, erwiderte Sallie.

Ziri war ein typischer Berbername. Die Ziriden waren einst ein mächtiger Stamm. Sie hatten Granada erbaut. Ziri bedeutete »Mondlicht«.

Frits blaffte Ziri aggressiv an: »Was willst du von ihm?«  
»Nur keine Aufregung, Jungs. Ich möchte nur mit Sallie reden. Ihr könnt ruhig gehen. Fünf Minuten mit Sallie möchte ich, mehr nicht.«

Sallie wusste nicht, was er davon halten sollte. Was konnte der Mann von ihm wollen? Er sagte: »Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden.«

Ziri zuckte die Achseln. »Wie du willst. Dann bleiben sie eben dabei.«

Er zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und zündete sich eine an der noch glimmenden Kippe an, die er danach auf den Boden warf. Dort lagen mindestens zehn weitere.

»Rauchen ist ungesund«, sagte Karel. Er war der Größte der vier, aber mit seinen siebzehn Jahren der Jüngste. Er hatte ein unschuldiges, jugenhaftes Gesicht. Er war ein fanatischer Verteidiger.

»Ist mir bekannt«, sagte Ziri. »Wenn ich alles bleiben ließe, was ungesund ist, würde ich hundertzehn werden. Hundert ist mir genug.«

»Du stehst hier ja schon eine ganze Weile«, sagte Frits.

»Ich wusste nicht, dass ihr so lange spielen würdet. Macht nichts. Ihr seid gut. Jeder Einzelne von euch. Wirklich. Ich habe selbst Fußball gespielt. Saß eine Spielzeit bei Utrecht auf der Bank. Hab's nicht geschafft. Ihr habt's drauf. Und du ...«, er zeigte auf Frits, »du hast die Magie. Du bist ein Zauberer. Wie alt bist du?«

Frits fragte: »Bist du ein Scout?«

»Nein. Ich bin ein Freund von Kicham Ouaziz. Sallies Vater.«

Sallie fühlte die überraschten Blicke seiner Freunde auf sich. Er sagte: »Okay, ist in Ordnung. Ich rede kurz mit ihm.«

»Sicher?«, fragte Karel.

»Geht ruhig, ich bleibe noch und rede mit ihm.«

»Keine Sorge, Jungs«, sagte Ziri. »Ist was Privates.«

Sie wussten alle, dass Sallies Vater seit Jahren im Gefängnis saß. Für zwei Morde. Achtzehn Jahre. Zwei Drittel davon, zwölf Jahre, musste er sich vorbildlich führen, wenn er für eine vorzeitige Entlassung in Frage kommen wollte. Von den zwölf Jahren hatte er elf hinter sich.

Sallie schaute seinen Freunden nach, als sie auf ihre Fahrräder stiegen. Bei allen dreien ging das Rücklicht. Das sah man sonst nirgendwo. Aber sie hatten das abgemacht, und die Jungs hielten sich daran. Alles musste stimmen.

»Gute Jungs«, sagte Ziri. »Haben dich kurz begleitet, um die Lage zu checken. Mich unter die Lupe genommen. Ich hätte gegen euch vier keine Chance gehabt.«

»Meine Kumpel«, sagte Sallie.

»Erhalte sie dir.«

Sallie nickte.

»Dein Vater fragt sich, warum du nie kommst.«

Sallie schaute sich unruhig um. »Woher kennst du ihn?«

»Was glaubst du?«

»Aus dem Knast?«

»Vier Jahre. Er ist mein Bruder«, sagte Ziri.

»Wann bist du rausgekommen?«

»Vor fünf Tagen.«

»Durfdest du im Knast nicht rauchen?«

»Doch, schon. Wurde aber reglementiert. Ich rauche jetzt

mal eine Weile drauflos, das krieg ich dann schon wieder in den Griff. Warum gehst du nicht zu ihm? Schon seit sechs Jahren nicht? Er ist dein Vater.«

»Ich will nicht«, erklärte Sallie.

»Ja, offensichtlich. Aber er ist dein Vater. Du bist sein einziger Sohn. Du solltest deinen Vater besuchen, und wenn's nur zweimal im Jahr ist. Das ist deine Pflicht.«

»Er hat uns verraten«, sagte Sallie.

»Verraten?«

»Er hat es mit holländischen Weibern getrieben. Huren. Er hat Alkohol getrunken. Er hat gekokst.«

»Das geht dich nichts an. Er ist dein Vater«, unterstrich Ziri, Sallie fixierend.

»Das geht mich wohl was an«, entgegnete Sallie unerschrocken.

»Er ist dein Vater«, wiederholte Ziri ärgerlich. »Es steht dir nicht zu, ihn zu kritisieren. Er hat für euch gesorgt. Er sorgt immer noch für euch. Jeden Monat wird deiner Mutter ein Kuvert gebracht. Sogar von dort aus, wo er jetzt ist, sorgt er für seine Familie. Kritik? Nein, keine Kritik. Du bist sein Sohn.«

Das Kuvert wurde von unterschiedlichen Leuten überbracht, seit Jahren, und Sallie war den Kurieren manchmal gefolgt, weil er wissen wollte, von wem das Geld stammte, aber er hatte sie immer aus den Augen verloren. Jetzt interessierte es ihn nicht mehr. Es kam also von seinem Vater, der offenbar rechtzeitig viel Bargeld an einem sicheren Ort verstecken konnte, bevor er von einem Spezialkommando der Polizei aus seinem Wagen gezerrt und verhaftet worden war.

Im Kofferraum hatte die Polizei eine Heckler & Koch MP7 gefunden, eine Maschinenpistole, deren Patronen durch CRISAT-Westen drangen. »CRISAT« hatte Sallie damals recherchiert. Das waren professionelle kugelsichere Westen aus zwanzig Schichten Kevlar auf einer Titanplatte. Die MP7 wurde für den militärischen Nahkampf entwickelt. Mit dieser Waffe waren zwei Männer aus der Unterwelt ermordet worden.

Sallies Vater, Kicham Ouaziz, war ein Profikiller.

»Ich gehe nicht«, sagte Sallie entschieden.

»Er ist dein Vater. Du musst.«

»Ich erkenne ihn nicht an.«

Sallie sah, dass Ziri an sich halten musste. Er nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette. Während er sprach, quoll der Rauch aus seinem Mund. »Ich möchte nicht, dass dir das irgendwann leidtut.«

»Es wird mir nicht leidtun.«

»Geh zu ihm.«

»Ich hasse ihn.«

Ziri schüttelte den Kopf und schaute sich um, als studiere er misstrauisch die Umgebung. Aber er brauchte ein paar Sekunden, um seine Beherrschung wiederzufinden, und dabei sah er Sallie lieber nicht an.

»Gut. Es ist dein Leben. Komisch. Bist du Marokkaner? Wie kannst du so über deinen Vater denken?«

»Er ist Holländer geworden«, sagte Sallie kühl.

»Man muss das im Zusammenhang sehen, Junge. Das gilt auch für das, was dein Vater getan hat. Man darf das nicht losgelöst sehen. Aber gut. Ich werde es ihm ausrichten. In deinem Auto liegt ein Päckchen. Du hattest die Tür

nicht abgeschlossen. Sieh selber. Aber falls du es dir anders überlegen solltest ... Warte nicht zu lange. Er hat Krebs. Sie haben ihm noch fünf Monate gegeben.«

Ziri trat seine Kippe aus und ging grußlos davon, an dem alten Golf vorbei zum anderen Ende des Parkplatzes, wo in einer dunklen, unbeleuchteten Ecke die Umrisse eines neuen BMWs zu erkennen waren.

Sallie ließ seine Sporttasche fallen, hakte die Finger in das Gittergeflecht des Zaunes und weinte mit gesenktem Kopf. Dann wischte er sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen und stieg in sein Auto.

Ohne das Päckchen zu öffnen – ein länglicher Karton in braunem Packpapier, der den ganzen Rücksitz einnahm –, startete er den Golf und fuhr nach Hause.

Max Kohn bezog ein Zimmer im Amstel Hotel. Nach einer Dusche ging er gleich in die Stadt. Studenten der jüngsten Generation flitzten auf dem Rad über die Hogesluisbrug in die Utrechtsestraat. Rechts und links exklusive Küchenshops, Restaurants, Boutiquen. Er lief die Keizersgracht hinauf, über die Leidsestraat hinweg, an schmucken Grachtenhäusern und dichten Reihen von Volvos und Mercedes vorüber, und warf einen Blick auf den Prachtbau aus dem siebzehnten Jahrhundert, in dem er selbst gewohnt hatte. Inzwischen wohnte hier seit Jahren ein deutsches Schwulenpaar zur Miete.

Seit gut zehn Jahren hatte Kohn die Niederlande gemieden. Seine Mutter war Anfang der neunziger Jahre gestorben, er hatte keine Geschwister und keine sonstigen nahen Angehörigen.

Die Freundschaften, die er gehabt hatte, waren im Grunde geschäftlicher Natur gewesen – bis auf die zu Kicham. Er hatte mit Geld um sich geworfen und damit Freunde gewonnen, die schnell bereit waren, ihn zu verunglimpfen, als er aus dem Land geworfen wurde und klar war, dass er ihnen nichts mehr bieten konnte. Ein »Hintergrundartikel« über ihn in *Vrij Nederland* speiste sich aus Quellen, die

zwar nicht genannt wurden, für ihn aber erkennbar waren. Sollten sie doch.

In seinem Grachtenpalais waren er und Sonja am 10. September 2001 von Polizisten einer Spezialeinheit aus dem Bett heraus verhaftet worden. Sonja hatte man achtundvierzig Stunden lang festgehalten, ihn selbst zwei Wochen. Zweiunddreißig Stunden nach ihrer Verhaftung flogen Passagierflugzeuge in die Twin Towers. Er hörte erst einen Tag später davon, denn er wurde komplett abgeschirmt, um nicht zu sagen, in Isolationshaft gehalten. Als Bram Moszkowicz ihn nach dreihundertvierzig Stunden aus seiner Zelle holte, war Sonja nicht mehr in Amsterdam. Sie hatte einen geharnischten Brief hinterlassen, dass sie unter keinen Umständen zu ihm zurückkehren würde. Die Verhaftung habe ihre Zweifel hinsichtlich ihrer Beziehung in Gewissheit umschlagen lassen: Sie müsse weg von ihm, sie gehe bei ihm zugrunde.

Kohn hätte sie finden können, wenn er gewollt hätte. Es war ja durchaus verständlich, dass sie ihn verlassen hatte. Er musste den Schmerz wegstecken und von nun an mit der Wunde durchs Leben gehen, die sie ihm zugefügt hatte. Bram Moszkowicz machte einen Deal mit der Justiz, und Kohn verließ die Niederlande. In Las Vegas trank, hurte und kokste er sich ein Jahr lang halb um den Verstand, bis er eines Morgens um halb sechs stoned und betrunken vom dritten Deck eines Parkhauses stürzte und sich die Schulter brach, die ein paar Jahre zuvor in der Notaufnahme des Amsterdamer Universitätskrankenhauses von Sonja behandelt worden war. Eine üppige, mannshohe Bougainvillea mit tiefroten Blüten fing seinen Sturz ab. Er krepelte sein

Leben um. Er kaufte ein Unternehmen, das Bars und Stripclubs bewirtschaftete, und erwarb damit das E2-Visum für Investoren. Vorbestraft war er ja nicht. Bei der überfallartigen Festnahme in seinem Haus an der Keizersgracht hatte man keinerlei Hinweise auf Betrug, Drogenschmuggel, die Verwicklung in Morde oder sonstige Verbrechen gefunden. Moszkowicz konnte sogar Schadensersatz für die Untersuchungshaft in Amsterdam erwirken. Ihm selbst brachte das zwar nicht mehr als ein Taschengeld ein, aber Moszkowicz nutzte nur zu gern diese Gelegenheit, die Staatsanwaltschaft zu demütigen.

Kohns Leben in den Niederlanden war beendet, zumindest das sichtbare, denn mittels einer Schachtelstruktur war er nach wie vor Eigentümer von Häusern in der Leidsestraat und an der Keizersgracht. Diese wurden von einem Maklerbüro verwaltet, und eine Amsterdamer GmbH führte ganz vorschriftsmäßig Steuern dafür ab. Die Gewinne flossen an eine weitere GmbH in Luxemburg, die von einem Treuhänder verwaltet wurde. Daran war nichts Ungesetzliches, die GmbH war legal, die Konten waren keine geheimen Nummernkonten, sondern ganz normale Geschäftskonten. Hauptanteile an der luxemburgischen GmbH hatte wiederum eine Gesellschaft, die auf den Cayman Islands beheimatet war, der Insel mit den günstigsten Steuergesetzen.

Max Kohns Vermögen belief sich auf zwanzig Millionen Euro. Die Hälfte davon war in Immobilien angelegt, die andere Hälfte in Gold, Ölgesellschaften, Rohstoffen, Apple-Anteilen, Biotech-Unternehmen. Das Geld für seinen Lebensunterhalt ließ er auf eines seiner Konten in den amerikanischen Bundesstaaten überweisen, die keine Ein-

kommenssteuer erhoben, und seine laufenden Ausgaben bestritt er per Kreditkarte.

Bis er nach Amerika gegangen war, hatte er immer mit Bargeld gelebt, da er damals Einkommensquellen hatte, die durch und durch illegal waren. Manchmal ging es dabei um sehr viel Geld. Er mied den Handel mit harten Drogen. Haschisch und Marihuana waren seine Spezialität. Er war kreativ. Er ging keine Risiken ein. Er sorgte dafür, dass er die Sache von A bis Z unter Kontrolle hatte. In den Niederlanden wollten alle kiffen und *stoned* werden, und er als guter Geschäftsmann befriedigte diese Nachfrage mühelos.

Als er die erste Marihuana-Lieferung ins Land schmuggeln ließ, mit der Finanzspritze von einem Freund, der gerade seinen Durchbruch als Schriftsteller feierte und seine ersten Tantiemen »arbeiten lassen« wollte, war Max Kohn noch Student der Politikwissenschaft. Die zweihundert Kilo gelangten problemlos über die Grenze. Er organisierte eine zweite Lieferung, und dann noch eine und noch eine. Von 1982 bis 1998 hatte er zwei bis drei Importe pro Quartal, mit einem jeweiligen Nettogewinn von dreihunderttausend Gulden. Steuerfrei – und das war auch nötig, denn er gab das Geld mit beiden Händen aus.

Sein Handel blieb der Justiz komplett verborgen. Hin und wieder fuhr Kohn mit seinem Jaguar XJS, der auf seine Mutter angemeldet war (sie wusste, dass der Sportwagen mit Schwarzgeld gekauft worden war, hatte aber nach einer Kindheit in bitterer Armut keine moralischen Bedenken), nach Luxemburg, um das überschüssige Bargeld auf ein Nummernkonto einzuzahlen. All das änderte sich, als er Sonja begegnete.

Sie war siebenundzwanzig, als er sie in der Notaufnahme der Amsterdamer Uniklinik kennenlernte. Er hatte Schussverletzungen in Handgelenk und Schulter und blutete wie ein Schwein. Sie trat professionell distanziert auf, aber er war davon überzeugt, dass ihr verhaltener Augenaufschlag nur darauf zurückzuführen war, dass sie die gleiche animalische Anziehungskraft verspürte, die ihn neben den höllischen Schmerzen mit jeder Faser erfasst hatte. Man konnte tatsächlich von einem Blick, einer Berührung, noch tiefer getroffen werden als von einer Schusswaffe.

Das war 1995. Am Tag vor Sinterklaas. Einem wolkenverhangenen Tag, so nasskalt, dass es einem in die Glieder zog. Kohn hatte wüste Konkurrenten bekommen, mit Hilfe seiner Freunde aber noch die Kontrolle über den Handel bewahrt. Bis zu dieser Nacht. Sie lauerten ihm auf. Um halb drei. Er hatte in der Bar des Hilton Hotels getrunken und ließ sich von einem Taxi vor seinem Haus an der Keizersgracht absetzen. Seinen Jaguar hatte er in der Tiefgarage des Hotels stehen lassen. Als er seinen Schlüssel herauszog, wurde er einen Moment von einem metallischen Geräusch abgelenkt. Er drehte sich um, hob reflexartig die linke Hand und wurde ins Handgelenk getroffen. Danach in die Schulter. Er ließ sich fallen und rechnete mit dem Gnadenschuss. Aber nichts geschah. Er wartete. Dann das Geräusch sich schnell entfernender Schritte. Ein Auto fuhr weg. Als er aufschaute, sah er auf der anderen Seite der Gracht einen Streifenwagen, der sich aber entfernte, ohne Blaulicht und Sirene anzumachen. Die Polizisten hatten offenbar nichts mitbekommen und ihn dennoch gerettet: Die Schützen hatten sich durch den Streifenwagen abschrecken lassen.

Mit der unverletzten Hand wählte er die Nummer seines Kumpels Kicham Ouaziz, der kurz darauf bei ihm war.

Kohn saß vor seinem Haus auf dem Boden, den Rücken an die Eingangstür gelehnt. Das Grachtenpalais, in dem er das Erdgeschoss bewohnte, eines der breitesten der Straße, hatte keine Außentreppe. Dunkles Blut tropfte aus seinen Schusswunden in Arm und Schulter. Kicham half ihm in seinen Wagen und fuhr ihn in einem Höllentempo zur Uniklinik. Unterwegs erwogen sie noch, ob nicht vielleicht das Onze Lieve Vrouwe Gasthuis besser wäre. Aber Kicham war schon zweimal mit Schussverletzungen in der Uniklinik gewesen und wusste, dass man sich dort strikt an die ärztliche Schweigepflicht hielt und nichts an die Polizei weitergab. Es war Nacht, die Straßen waren wie leergefegt.

Sie hätten einen Schalldämpfer benutzt, erzählte er Kicham, seinem Verbündeten, seinem Freund, den er Kichie nannte und der gar nicht wie ein typischer Marokkaner aussah. Kichie hätte auch Spanier oder Grieche sein können – was er bestritt: »Ich habe einen echten Berberkopf«, sagte er. Mittelgroß, früh ergraut, immer elegant in Anzug und weißem Oberhemd, eine Brille mit dünnem Goldgestell auf der schmalen Nase, am kleinen Finger einen Ring mit rosafarbenem Diamant. Im Holster an seinem rechten Unterschenkel trug er eine kompakte Handfeuerwaffe.

»Ich krieg schon raus, wer das auf dem Gewissen hat«, sagte Kichie mit der Überzeugung eines Menschen, der sich das zur Lebensaufgabe gemacht hatte.

Er half Kohn beim Aussteigen.

»Fahr nach Hause«, sagte Kohn. »Das wird schon wieder. Ich ruf dich morgen an. Es ist nichts Ernstes.«

Kohn verlor zwar viel Blut, aber er war sich relativ sicher, dass keine Schlagader getroffen und er nicht lebensgefährlich verletzt war. Er stützte den blutenden linken Arm, der brannte wie Feuer, mit der rechten Hand ab.

Im Krankenhaus wurde er sofort auf eine Trage gelegt. Eine Frau erschien im Behandlungsraum. Langes braunes Haar, zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Intelligentes Gesicht mit dunklen Augen, die Erstaunen und Angst und Faszination ausdrückten. Rauchige Stimme.

Sie fragte: »Was ist passiert?«

»Man hat auf mich geschossen.«

»Mit Kugeln?«

»Ja. Pfeffernüsse wären mir lieber gewesen.«

»Pfeffernüsse?«, fragte sie verwirrt.

»Ja, lieber lasse ich mit Pfeffernüssen auf mich schießen.«

»Sie müssen sofort in die Chirurgie. Ich werde jetzt die Blutung stillen, dann machen wir ein paar Aufnahmen. Sie bekommen ein Betäubungsmittel.«

»Gern.«

»Haben Sie starke Schmerzen?«

Kohn wollte sagen: Schmerzen vor Begierde. Das Erscheinen dieser Ärztin an seiner Trage, schlank und rank im bläulichen Licht der Neonröhren, die zierlichen Finger in Gummihandschuhen, schlug kaum weniger heftig bei ihm ein als die Kugeln, die ihn getroffen hatten. Es war ein lächerlicher Moment für etwas so Inniges und Umwerfendes – und Kohn verliebte sich nie, das war etwas für Backfische und Milchgesichter. Er war unabhängig, von allem. Keine Angehörigen. Keine Frau. Keine Kinder. Max Kohn gegen den Rest der Welt, und er siegte immer – so umschrieb er, wer er war und

wo er stand. Aber der Anblick dieser Frau (das ging blitzartig, Knall auf Fall, wie in den Millionen von Songs und Gedichten, die es darüber gab) zersprengte alles, was in seinem Leben in Basalt gemeißelt gewesen war. Er war verwundet, mehr noch im übertragenen als im wörtlichen Sinne. Dreißig Sekunden zu ihr aufschauen – zu dem Schwung ihrer Augenbrauen, zu der Form ihrer Lippen, zu ihren Nasenflügeln, zu dem Muttermal an ihrem Ohr –, und alles war anders. Oder bildete er sich das nur ein? Ich habe einen Schock, durchfuhr es ihn, das muss es sein. Seine überreizten Nervenbahnen sorgten für ein heilloses Informationschaos in seinem Kopf, und jede Frau, die so in Erscheinung trat, würde ihn wohl mit ihrer Schönheit überwältigen. Sie würde ihn retten und heilen. Er war müde und in Panik, und sie würde dafür sorgen, dass er schlief.

»Bleiben Sie bei mir?«, fragte er wie ein kleiner Junge.

»Bei Ihnen? Wie meinen Sie das?«

Sie beugte sich über ihn. Er sah, dass er sie in Verwirrung brachte. Er konnte seine Gefühle nicht vor ihr verbergen, sie konnte alles sehen, was sein Herz bewegte. Er liebte sie. Er hatte sie schon immer geliebt, lange, bevor er ihr begegnet war.

»Bleiben Sie bei mir?«

Sie nickte. »Ja«, sagte sie feierlich.

Sie ging neben der Trage her, als er zum Röntgen gefahren wurde. Sie blieb bei ihm, als er für die Operation vorbereitet wurde – eine Kugel steckte noch in seiner Schulter –, und als er in Narkose versetzt wurde, war sie das Letzte, was er sah.

Am späten Vormittag erwachte er, ohne sich verwirrt die Frage zu stellen, wo er war und was er hier verloren hatte.

Er war sich all dessen vollkommen bewusst, als er in seinem Krankenhauszimmer die Augen aufschlug. Der lautlose Anschlag vor seinem Haus. Kicham, der ihn ins Krankenhaus gefahren hatte. Die Ärztin, in die er sich binnen einer Minute bedingungslos verliebt hatte. Nun, da er ihr begegnet war, hatte er plötzlich Wünsche, Zukunftserwartungen. Er wollte ein anderer, besserer, gesetzestreuerer Mensch werden. Er wollte Kinder mit ihr. Er hatte kaum ein Wort mit ihr gewechselt, aber diese Gewissheit hatte er jetzt: Er wollte Kinder. Womöglich hatten die Kugeln ihn verrückt gemacht. Aber er konnte nichts dagegen tun.

Kohn blieb vier Tage im Krankenhaus. Am ersten Tag lag er in einem Zimmer für Frischoperierte. Er hörte Sinterklaas von Zimmer zu Zimmer ziehen. Als ein hysterisch lachender Zwarte Piet den Kopf zur Tür hereinstreckte, schüttelte er abwehrend den Kopf. Er erwartete, dass jeden Augenblick die Polizei an seinem Bett auftauchen würde, doch es blieb ruhig. Er rief Kichie an und bat ihn zu eruieren, ob sich dieses Krankenhaus bei Schussverletzungen nach wie vor an die ärztliche Schweigepflicht hielt. Fünf Minuten später rief Kichie zurück. Alles *safe*. Und allem Anschein nach hatte auch niemand etwas von dem Anschlag an der Gracht mitbekommen.

Da es keinerlei Komplikationen gab, wurde Kohn am zweiten Tag in ein normales Vierbettzimmer verlegt. Am dritten Tag war er schon wieder so weit bei Kräften, dass er durch die Flure spazieren konnte. Er hatte sich nicht nach ihr erkundigt, aber er vermutete, dass sie noch Nachtdienst hatte.

Mitten in der Nacht ging er nach unten in die hell erleuch-

tete Notaufnahme. Niemand stellte sich ihm in den Weg. Am anderen Ende des Behandlungssaals erkannte er ihren Rücken, ihren Pferdeschwanz und ihre Waden und Fesseln. Sie stand bei einer der Liegen, die durch Vorhänge voneinander getrennt werden konnten, bei einem glatzköpfigen Mann, dessen Füße über dem Boden baumelten. Der Mann hatte eine Kopfwunde, die sie mit Gaze säuberte. Eine wohl vom Regen durchnässte Frau schaute zu. Die Ärztin, seine Ärztin, drehte sich ruckartig um, als sie seinen Blick auf sich fühlte – als hätte ein Stromstoß ihren Hinterkopf getroffen. Sie sah ihn sekundenlang an. So lange, dass sich die nasse Frau auch zu ihm umschaute, und ebenso der Mann mit der Kopfwunde, der sich vorbeugen musste, um an der Ärztin vorbei einen Blick auf ihn werfen zu können.

Kohn hob den Zeigefinger und deutete erst auf sich und dann auf sie. Das konnte alles Mögliche heißen, signalisierte aber meistens, dass der eine mit dem anderen reden wollte. Das wollte er auch. Aber er wollte noch viel mehr. Er wollte alles.

Sie ließ sich Zeit. Kohn wartete. Sorgfältig legte sie einen theatralisch großen Verband an, umwickelte den Schädel des Mannes mit einer breiten weißen Binde.

Zwanzig Minuten verstrichen, bis sie endlich allein war. Sie half noch einer Schwester, den Behandlungstisch aufzuräumen, was sicher nicht ihre Aufgabe war. Offenbar wollte sie ihn warten lassen.

Kohns linker Arm ruhte in einer Schlinge. Er trug Jeans, ein weißes Hemd, offene Sandalen, als wäre Sommer.

Als sie vor ihm stand, registrierte er, dass sie fast genauso groß war wie er.

»Hat man schon wieder auf Sie geschossen?«, fragte sie spöttisch.

»Ja, Sie haben auf mich geschossen«, antwortete er.

Ein verblüffter Ausdruck huschte über ihr Gesicht, dann sagte sie: »Soweit ich weiß, laufe ich nicht mit Waffen herum.«

»Wenn Sie noch einmal auf mich schießen möchten, tun Sie sich keinen Zwang an«, forderte er sie auf.

»Ich bin nicht schießwütig.«

Ihre Stimme war fest und hatte die tiefe Tonlage einer Raucherin.

Er sagte: »Man hat noch nie auf mich geschossen. Ich war noch nie verletzt.«

»Sie haben ja reichlich gewalttätige Schachpartner. Oder haben Sie sich die Schusswunden etwa nicht beim Schach zugezogen? Ich habe noch nie eine Schusswunde verarztet.«

»Also ist es für uns beide das erste Mal«, sagte Kohn. »Und Sie kennen meine Schachpartner nicht.«

Sie sah ihn forschend an. In ihrem Blick war etwas Spöttisches. Er hätte sie gerne berührt.

Er sagte: »In vier, fünf Wochen wird meine Schulter verheilt sein.«

»Ja. Sind Sie sonst ganz gesund?«

»Ich glaube schon.«

»Gesunde Ernährung. Kein Alkohol. Zeitig ins Bett.«

»Ja, Frau Doktor.«

»Dann kommt mit Ihrer Schulter und Ihrem Handgelenk wieder alles in Ordnung.«

»Ich werde Ihren Rat befolgen. Max Kohn.«

»Sonja Verstraete.«

Sie schüttelten einander die Hand. Aber nach dem Händedruck ließ er nicht gleich los, und sie zog ihre Hand nicht gleich zurück. Sie sah ihn aber fragend an.

Ihm stockte der Atem. »Hallo, Sonja.«

Sie zögerte. »Hallo, Max.«

»Woher kenne ich dich, Sonja?«

Jetzt zog sie ihre Hand zurück, aber nicht aggressiv, sondern mit leisem Lächeln. »Aus einem vorherigen Leben?«

Er fragte: »Warst du meine Marie Antoinette?«

»Ludwig der Sechzehnte?« Sie schien nicht angetan. »Das war, glaube ich, kein so sympathisches Paar.«

»Menschen, die an Reinkarnation glauben, sind in einem früheren Leben immer berühmt gewesen. Jeanne d'Arc. Napoleon«, sagte er.

»Kleopatra«, sagte sie. »Solltest du nicht längst schlafen? 927b?«

»Du kennst meine Zimmernummer?«

»Ich habe nach dir gesehen, als du schliefst. Du hast geschnarcht wie ein Nilpferd.«

»Du hättest mich wachküssen und wieder zum Menschen machen müssen.«

»Ich küsse keine Nilpferde. Einen Frosch vielleicht, aber kein Nilpferd. Du musst dich erholen.«

»Vielleicht will ich mich gar nicht erholen.«

Sie sahen sich stumm an.

»Was möchtest du sagen?«, fragte sie, plötzlich unsicher, mit den Augen sein Gesicht abtastend.

»Würdest du mit mir essen gehen?«

»Nein«, antwortete sie kopfschüttelnd, fast verärgert.

»Nein?« Er holte tief Luft: »Ich werde dich so lange bitten, mit mir essen zu gehen, bis du eines Tages ja sagst. Ich werde so oft mit dir essen gehen und dich anschließend fragen, ob du noch auf ein Glas mit zu mir kommst, bis du ja sagst. Ich werde dich so oft fragen, ob du über Nacht bleibst, bis du dich ausziehst.«

Sie schloss kurz die Augen, verharrte einen Moment regungslos und sah ihn dann ungläubig an. »Das ist ein starkes Stück. Du kennst mich gar nicht. Du weißt nicht, wer ich bin. Und da sagst du als Erstes das zu mir?«

»Ja.«

»Und du glaubst, dass dir das gelingt?«

»Ich bin mir noch nie im Leben so sicher gewesen.«

Wieder sahen sie sich stumm an.

Sie sagte: »Wir haben gerade ein Haus gekauft.«

»Wer *wir*?«

»Mein Mann und ich.«

»Verlass ihn. Wir gehören zusammen.«

»Du bist ganz schön unverschämt. Was weißt du denn schon von mir? Warum glaubst du, so über meinen Mann, meinen zukünftigen Mann, sprechen zu können?«

»Weil wir zusammengehören, mehr als alle anderen auf der Welt.«

In ihren Blick schlich sich erneut Spott, und sie sagte:

»Was hast du geschluckt?«

»Gehst du mit mir essen?«

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. »Nein. Wirklich nicht.«

Sie ließ ihn stehen.

Kohn hatte mit einem Makler namens Verstraete Geschäfte

gemacht, und über eine ihrer Transaktionen war es zu einer heftigen Kontroverse gekommen. Jetzt entdeckte Kohn Ähnlichkeiten zwischen Sonja und diesem Harry Verstraete, die Augen, die Wangenknochen, die Stirn – zum Glück hatte sie nicht Harrys große Nase. Zufall gab es nicht. Sie war die Tochter dieses Betrügers. Er rief ihr nach: »Bist du die Tochter von Harry Verstraete?«

Sie drehte sich überrascht um. »Du kennst meinen Vater?«

»Ich habe vor einigen Monaten ein Paket Wohnungen von ihm gekauft. Du bist also seine Tochter?«

»Ja. Bist du Makler?«

»Nein. Ich bin Anleger. Und was macht dein zukünftiger Mann?«

Das Einzige, was er jetzt in ihren Augen erkennen konnte, war Argwohn. »Das geht dich nichts an.«

»Sonja, ich ruf dich in fünf Wochen an, wenn der Arm wieder aus der Schlinge ist. Gehst du dann mit mir essen?«

»Warum sollte ich? Mein Leben ist ohne dich ganz in Ordnung.«

»Mein Leben ohne dich aber nicht.«

Sonja sagte: »Wer gibt dir das Recht, mein Leben auf den Kopf zu stellen?«

Resolut, die Schöße ihres weißen Kittels tanzten um ihre Beine, ging sie davon und verschwand, ohne sich noch einmal nach ihm umzuschauen, hinter einem Vorhang, über dem ein Schild mit der Aufschrift »Nur für Personal« stand.

Kohn blieb in der abwegigen Erwartung stehen, dass sie noch einmal wiederkommen würde, doch sie tauchte nicht mehr auf. Erst als er im Fahrstuhl stand, wurde ihm bewusst, was er getan hatte. Noch nie hatte er sich einer Frau

gegenüber so benommen. Er hatte Freundinnen gehabt, viele, oft nicht länger als ein paar Wochen oder auch nur eine Nacht, aber nie hatte er die Erfahrung gemacht, seiner Bestimmung gegenüberzustehen – ein melodramatischer Begriff, der dem Ernst dessen, was er gerade erfuhr, aber durchaus angemessen war.

Am fünften Tag holte Kicham ihn ab. In die monumentale dunkelgrüne Eingangstür seines Hauses an der Keizersgracht waren zwei Kugeln eingeschlagen, die zuvor durch seinen Arm gegangen waren. Einer von Kichams »Leuten« hatte den Schaden bereits repariert. Die dritte Kugel, die in seinem Körper steckte, hatte man ihm im Krankenhaus aus der Schulter operiert. Sie war etwas verformt und wurde in einem Safe der Universitätsklinik aufbewahrt.

Kicham hatte »sich umgehört«, und ihm war zu Ohren gekommen, dass ein jugoslawisches Duo Kohn einige Tage lang gefolgt war. Er hatte die Aufzeichnungen der drei Überwachungskameras studiert, die Kohn bei seinem Einzug an der Vorderfront des Hauses hatte installieren lassen. Darauf war zu sehen, dass sich das Duo mehrere Male in einem Opel auf der anderen Seite der Gracht postiert hatte, und Kicham konnte auch das Nummernschild teilweise entziffern. Er kannte jemanden beim Straßenverkehrsamt. Der Opel war ein Vectra B, das gerade herausgekommene, neueste Modell, und gehörte einer Autovermietung in Utrecht. Dort hatte man die Führerscheine der beiden Jugoslawen kopiert und auch einen Abzug von der vorgelegten Visa-Kreditkarte gemacht. Das Duo war in einem Utrechter Hotel abgestiegen. Dort hielt es sich immer noch auf, denn der Job war ja noch nicht erledigt.

Kohn bewohnte das Erdgeschoss von Vorder- und Hinterhaus. Die Hälfte der Zimmer war unmöbliert. Er lebte ausschließlich im Hinterhaus, vor allem in der Küche, die auf den Garten hinausging.

Kicham hatte belegte Brötchen zum Mittagessen geholt und Kaffee gekocht. Durch das Küchenfenster fiel das bleiche Licht eines kalten holländischen Tages herein. Es war zwar unwahrscheinlich, dass sie abgehört wurden – die Justiz hatte keinerlei Veranlassung, Kohn zu observieren –, aber sie hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, das Radio anzustellen, wenn sie etwas zu besprechen hatten.

Die Jugoslawen würden Kohn jagen, bis sie ihren Auftrag erfüllt hatten, behauptete Kicham – oder bis sie sie daran hinderten.

Er sagte: »Ich habe ein paar fähige Jungs auf sie angesetzt. Wir überwachen sie. Sie werden Kontakt zu ihrem Auftraggeber aufnehmen. Das sind Profis, die für den Job angeheuert wurden.«

»Soll ich für eine Weile abtauchen, Kicham? Denn das wird natürlich in den kommenden Jahren so weitergehen. Nach diesen Typen werden andere kommen. Der Markt ist interessant. Das ist leider Teil des Geschäfts.«

»Willst du dich so einfach verdrängen lassen? Mit eingekniffenem Schwanz das Weite suchen? Es geht um Millionen, Max. Du kannst doch nicht einfach aufhören!«

»Wie können wir sie stoppen, Kichie? Da gibt es doch nur eine Möglichkeit, oder?«

»Ja.«

»Ich will aber, dass dieses Geschäft sauber bleibt. So war das gedacht. Keine Gewalt. Bestechung, okay. Ein bisschen

Druck ausüben von Zeit zu Zeit, gut. Aber die Grenze überschreiten?«

»Willst du eine Annonce in den *Telegraaf* setzen? *Ich ziehe mich zurück, bitte schießt nicht auf mich!* Denk doch mal nach, Max. Du steckst da drin, du kannst nicht mehr zurück. Sie jagen dich. Das hört jetzt nicht einfach auf.«

»Dieses Geschäft funktioniert nur, wenn Ruhe herrscht. Wir hatten den Markt gut aufgeteilt.«

»Das denkst du, weil du die größten Anteile hast. Jetzt kommt es darauf an, dass du dich selbst schützt. Bleib im Haus, bis ich das geregelt habe. Die Schlösser sind ausgetauscht. Die Fenster sind gesichert. Und nachher kommen ein paar Jungs, die sich im Vorderhaus einquartieren. Sie bringen Schlafsäcke mit, sie holen sich irgendwo was zu essen, sie werden dir nicht zur Last fallen, du wirst sie nicht hören. Nur so lange, bis das Ganze vorbei ist.«

»Wann ist es vorbei, Kichie?«

»Das wirst du schon merken.«

»Ich möchte genau wissen, was du tust, jeden Schritt. Halte mich auf dem Laufenden.«

»Nein.«

»Nein?«, wiederholte Kohn, erstaunt, dass sein Adjutant so resolut, so schroff reagierte.

»Darf ich dir einen Rat geben, Max? Lass mich das regeln. Halte du dich raus. Es ist wahrscheinlich am vernünftigsten, wenn du nicht weißt, was ich mache.«

»Das ist mein Geschäft, Kichie. Das sind meine Angelegenheiten. Ich kann das nicht dir überlassen.«

»Hör zu, Max, ich bin ersetzbar, du nicht. Ich kann nicht, was du kannst. Für mich findest du zehn andere, das ist gar

keine Kunst. Aber du musst unbehelligt bleiben, wenn die Sache aus dem Ruder laufen sollte. Du weißt von nichts. Dabei müssen wir es belassen.«

Er streckte die Hand aus, nicht die rauhe Hand eines Bauern oder Arbeiters, sondern die gepflegte Hand eines Akademikers, eines Mediziners. Kohn ergriff sie.

Jetzt, im Nachhinein, wusste er, dass er das nicht hätte tun dürfen. Es war ein fataler Moment. Aber in dem Moment hatte Kichams Bedürfnis, ihn zu beschützen, etwas Rührendes gehabt. Und das war es nach wie vor. Rührend und fatal.

Im Vorderhaus zogen vier junge Marokkaner ein. Sie grüßten ihn höflich, wenn er hinausging – um Kichams Ermahnung, besser drinnen zu bleiben, scherte er sich nicht –, und hielten sich auf der Straße diskret in seiner Nähe.

Es kostete ihn keine große Mühe, Sonjas Verlobten David zu finden. David de Vries hieß er, und er war seit kurzem Journalist beim *NRC Handelsblad*, der vornehmen linksliberalen Tageszeitung, die gerne zum auflagenstärksten Blatt der Niederlande aufsteigen wollte. Sonja kannte ihn seit der weiterführenden Schule, eine Jugendliebe, die schon zehn Jahre hielt. Sie hatten eine Maisonettewohnung in einer der neuen Yuppiesstraßen im Osten Amsterdams gekauft, zwei junge Akademiker, die in ein paar Jahren in eine der exklusiven Straßen in Amsterdam-Süd ziehen, dort eine Familie gründen und im Sommer mit Freunden ein Haus in der Toskana oder in der Provence mieten würden. Dagegen war auch gar nichts einzuwenden. Im Gegenteil, das war ein durchaus angenehmer Lebensrhythmus. Aber Kohn konnte den Gedanken an diese Frau nicht aufgeben. Er war fünf- unddreißig, und zum ersten Mal hatte ihn ein quälendes Ver-

langen gepackt, ein rastlos machendes, obsessives Schmachten nach einer Frau, die er überhaupt nicht kannte.

Über der Heilung von Schulter und Handgelenk vergingen Wochen. Er machte Krankengymnastik. Er traf sich mit dem Team, das die neuen Lieferungen vorbereitete. Seine Sicherheit schien nicht mehr in Frage zu stehen. Er fragte Kicham nicht nach der Verfolgung der Schützen, und Kicham äußerte sich nicht darüber. Irgendwann waren die Aufpasser plötzlich wieder aus dem Vorderhaus ausgezogen. Kein Stäubchen, kein Schnipselchen Papier, keinen Krümel hatten sie hinterlassen. Vermutlich hatten sie alles ausgefegt und geputzt, damit keine Fingerabdrücke zu finden waren, und das deutete darauf hin, dass die Sache erledigt war. Kohn studierte die Zeitungen, und eines Tages stieß er auf Berichte über einen Doppelmord an Jugoslawen. Er fragte Kichie nicht danach.

Das neue Jahr begann. Mitte Januar rief er Sonja an. Sie arbeitete jetzt in der Abteilung Innere Medizin, der letzte Abschnitt ihrer Facharztausbildung. Er bat darum, mit ihr verbunden zu werden.

»Und wen darf ich melden?«, fragte die Telefonistin.

»Marcus Antonius.«

»Mar ... Könnten Sie das bitte buchstabieren?«

Er leistete ihrer Bitte Folge und wartete. Sonja ließ ihn drei Minuten lang das Rauschen in der Leitung hören. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie sein Zeichen nicht verstehen würde. Er konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie nicht begriff, wer am Apparat war. Oder war er für sie nur ein unangenehmer Zwischenfall gewesen, jemand, der ihre Stimmung einige Minuten lang negativ beeinflusst hatte,

danach aber schnell wieder vergessen war? Wie lange hatten sie überhaupt miteinander geredet? Fünf Minuten? Weniger? Aber sie hatte doch nach ihm gesehen, als er verletzt im Krankenhausbett lag? Bedeutete das gar nichts?

»Doktor Verstraete. Marcus Antonius, heißen Sie wirklich so?«

»Manchmal«, sagte Kohn. Das mit dem Namen bereute er schon wieder. Ein müder Scherz.

»Ach...«, murmelte sie, völlig desinteressiert.

»Ich war mir nicht sicher, ob du an den Apparat kommen würdest, wenn ich meinen richtigen Namen genannt hätte.« Einige Sekunden lang hörte er nur Hintergrundgeräusche.

»Warum sollte ich nicht?«

»Weil ich dich so gerne sehen möchte und du befürchtest, dass dann etwas kaputtgehen könnte, was du gerne behalten möchtest.«

»Du bist ja ganz schön von dir überzeugt!«

»Ich kann nur noch an dich denken«, sagte er wie ein verliebter Schuljunge.

»Warum solltest du an mich denken?« Sie flüsterte jetzt, offenbar um zu verhindern, dass man am Empfangstresen der Abteilung mitbekam, was sie sagte. »Zwischen uns ist gar nichts. Wir haben ja kaum miteinander geredet.«

»Da ist schon etwas, auch wenn ich nicht weiß, was«, sagte Kohn.

Sonja flüsterte: »Ich habe hier und da deinen Namen fallenlassen. Du hast keinen guten Ruf.«

»Was für einen denn?«, fragte Kohn.

»Du bist ein Schürzenjäger, ein Hurenbock. Es gibt keine Kneipe und keinen Club, wo man dich nicht kennt.«

»Seit ich dich kennengelernt habe, lebe ich wie ein Mönch.«

»Du hast mich nicht kennengelernt. Ich bin eine Fremde für dich.«

»Nein. Ich kenne dich schon mein ganzes Leben lang. Ich hatte dich nur noch nicht gefunden. So sieht es aus.«

»Hast du diese Sätze deinem Lieblingsbuch *Wie verführe ich eine fast verheiratete Frau* entnommen?«

»Das Buch habe ich geschrieben, Sonja.«

Er hörte sie lachen. Es war himmlisch, ihren Namen auszusprechen.

»Ich habe für morgen einen Tisch reserviert. Mittags. Amstel Hotel. Ein Uhr.«

»Guten Appetit«, sagte sie.

»Ich warte auf dich.«

»Tu's lieber nicht, wenn du Hunger hast.«

»Das Risiko gehe ich ein.«

»Ich muss morgen arbeiten.«

»Nein. Du hast morgen frei, ich habe mich erkundigt. Morgen, am Fenster mit Blick auf die Amstel. Wir sind füreinander bestimmt.« Er zögerte, sagte es dann aber doch: »Wie Marcus Antonius und Kleopatra.«

»Ich glaube nicht«, sagte sie. »Und es ging nicht gut aus zwischen den beiden. Ganz und gar nicht gut.« Sie legte auf.

»Sonja«, flüsterte er, »Sonja.« Er war ein verliebter Schulfunge. Lächerlich. Ärgerlich. Aber er wollte sie haben.

Sechzehn Jahre später nahm Kohn – in seinem Leib schlug das Herz eines amerikanischen Priesters, mit dem Sonja sich hatte fotografieren lassen – an demselben Tisch im

Amstel Hotel Platz, der damals das Letzte gewesen war, was sie von ihm trennte.

Sonja kam damals viel zu spät. Er hatte sich vorgenommen, den ganzen Nachmittag zu warten, wenn es sein musste. Er war davon überzeugt, dass sie auftauchen würde, aber sie würde zu spät kommen, weil sie wissen wollte, ob er eine Stunde lang an einem leeren Tisch sitzen bleiben würde, ob sie ihm das wert war. Das passte zu ihr. Er kannte sie kaum und doch sehr gut.

Mehr als siebzig Minuten ließ sie ihn warten. Es machte ihm nichts aus. Er war sich ihrer sicher. Sie ließ sich auf dem Stuhl ihm gegenüber nieder. Sie hatte sich geschminkt, trug Schmuck, einen schwarzen Minirock mit schwarzem Jäckchen, schwarze Strümpfe, schwarze Pumps, eine selbstbewusste, modische junge Frau, gekleidet wie für eine Vernissage in einer Galerie. Sie schaute sich nervös um und zündete sich eine Zigarette an. Dass sie Raucherin war, hatte er schon vermutet. Er sah, dass ihre Hände zitterten, als sie das Streichholz an die Zigarette hielt. Sie sah ihn an, dann wieder zur Seite, zu den anderen Restaurantgästen, zu den Rundfahrtbooten draußen auf der Amstel, dann wieder fest in seine Augen, strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. Diamantknöpfe in den Ohrläppchen. Ohne zu fragen, schenkte er ihr ein Glas Wasser ein. Sie schwiegen. Ihr Lippenstift hinterließ einen roten Rand auf dem Glas.

Er sah einen Ober mit Speisekarten nahen, signalisierte ihm aber zu warten. Sonja war seinem Blick gefolgt, und als sie beide sahen, dass sich der Ober entfernte, schauten sie sich wieder an, jetzt länger.

»Hallo«, sagte er.

»Hallo.« Sie lächelte kurz.

Er sagte: »Du bist wundervoll.«

»Und du bist ein Schuft.«

»Ein glücklicher Schuft.«

Wieder musste sie lächeln.

»Was willst du?«, fragte sie, sofort wieder ernst.

»Komm mit nach oben«, sagte er.

Er sah, dass sie erschrak – sie wusste, dass es an diesem Mittag so weit kommen musste, aber jetzt war es ausgesprochen und damit zur realen Option geworden, die etwas Unumkehrbares zur Folge haben konnte. Sie hatte sich entsprechend gekleidet, sie hatte sich für ihn zurechtgemacht, sie hatte ihn getestet, war zu spät gekommen, um ihn fallenzulassen, wenn er nicht da gewesen wäre, und jetzt war es gesagt. Sie würde eine Existenz aufs Spiel setzen. Sie würde ihren zukünftigen Mann betrügen und damit den Anfang vom Ende ihres Zusammenseins einleiten.

Sie sah ihn unverwandt an. Er konnte all das von ihrem Gesicht ablesen. Dann schaute sie zum Barman hinüber, verfolgte seine Handgriffe. Um Zeit zu gewinnen, wie Kohn wusste. Er nahm ihre Hand. Sie ließ es zu.

»Warum?«, stieß sie schließlich hervor. »Warum ich? Was willst du?«

Er sagte: »Du gehörst zu mir. Kommst du mit?«

Sie schlug die Augen nieder und drückte mit der freien Hand ihre Zigarette aus, sorgsam, bis die Kippe völlig zerquetscht war, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Dann zog sie behutsam die Hand aus der seinen, schob ihren Stuhl zurück und erhob sich. Er folgte ihr. Achtlos, ohne ihm zu bedeuten, ob sie gehen oder ihn hinaufbegleiten

würde, bewegte sie sich auf den Ausgang des Restaurants zu. Im Vorübergehen drückte Kohn dem Oberkellner einen Hunderter in die Hand. In dem engen Rock zeichneten sich die Konturen ihres Hinterns ab. Er drückte auf den Fahrstuhlknopf. Während sie nach oben fuhren, standen sie möglichst weit auseinander, beide mit dem Rücken an der Wand, beide reglos auf die aufleuchtenden Ziffern starrend. Als sie oben angelangt waren und sich die Fahrstuhltüren öffneten, zögerte sie, und er hielt die Türen auf, die sich schon wieder schließen wollten. Dann trat sie doch plötzlich einen Schritt vor und verließ den Fahrstuhl. Ein langer Flur mit dickem Teppichboden. Er beschleunigte seine Schritte, lief um sie herum und öffnete seine Zimmertür, die er mit dem Rücken aufhielt, während sie hineinging. Hinter ihm fiel die schwere Tür ins Schloss. Sie drehte sich zu ihm um, und er trat auf sie zu und umarmte sie. Sie schien einer Ohnmacht nahe, als er sie an sich drückte. Er spürte, dass ihre Beine die Spannung kaum aushielten, und er gab ihr Halt, als sie die Arme um seinen Hals legte und ihn küsste, während seine nervösen Finger ihren Rock hochschoben, unter dem festen Gummi ihrer Strumpfhose in ihren Slip und über ihre Haut glitten, um ihren Hintern zu umfassen.

So hatte alles angefangen, vor siebzehn Jahren.

Es war, wie er es sich ausgemalt und für immer und ewig vorgenommen hatte. Fünf Jahre hielt ihre Beziehung, und am Morgen vor dem Fall der Twin Towers war Schluss.

Am selben Tisch im Amstel Hotel, an dem sie damals gesessen hatten, nahm Kohn ein spätes Mittagessen ein. Er fühlte die Müdigkeit vom Flug und nahm sich vor, gleich

nach dem Essen schlafen zu gehen. Er war in den Niederlanden, um Sonja zu suchen und herauszufinden, was sie mit dem Priester gehabt hatte. Der Umschlag, den Father Joseph ihm gegeben hatte, war in seinem Handgepäck. Der Franziskaner Jimmy Davis hatte Kohn sein Herz vermacht, als der Gehirntumor seinen Geist zerstörte. Normalerweise wurden Spender und Empfänger durch den Zufall der Dringlichkeitsliste miteinander verbunden, je nachdem, wann ein geeignetes Herz für den Patienten zur Verfügung stand, der ganz oben auf der Liste stand. Das war die eherne Regel. Aber Jimmy, der Lebensspender, hatte Sonja gekannt. Es schien fast, als hätte er ihn, Max Kohn, den Kriminellen, zum Empfänger seines Herzens auserkoren. War das möglich? Konnte der Priester die Vorschriften umgehen?

Eines wusste Kohn mit Sicherheit: Er hatte das Herz nicht verdient.